

(Nachdruck verboten.)

64]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Sie umschwärmten Pelle beständig. Er war ein neuer Mann und kam von da draußen. „Wie geht es denen da draußen?“ lautete die beständige Frage.

„Denen da draußen geht es ganz gut. Für uns hier drinnen sieht es schon schlimmer aus, sagte Pelle.

„Es geht ihnen gut, sagst Du? Wir haben uns erzählen lassen, daß sie nahe daran sind, sich zu ergeben.“

„Woher habt Ihr das?“

„Von den Leitern der Fabrik hier.“

„Dann haben sie Euch was aufgebunden, um Euch hier zu behalten.“

„Du lügst! Und was soll es heißen, daß es hier für uns schlechter aussieht? Heraus mit der Sprache!“

„Wir kommen nie wieder zu ordentlicher Arbeit. Nun siegen die Kameraden, und dann stellen sie die Forderung auf, wenn sie die Arbeit wieder aufnehmen, daß wir ändern ausgeschloffen werden.“

„Den Teufel auch, und uns haben sie die beste Arbeit versprochen,“ rief ein großer Schmied. „Aber Du lügst! Ja, das tuft Du! Und warum kommst Du hierher, wenn die da draußen nahe daran sind zu siegen? — Antworte mir, zum Teufel auch! Man schleicht sich wohl nicht in diese Hölle hinein, wenn man nicht dazu gezwungen ist!“

„Um die Kameraden im Stich zu lassen, das kannst Du doch wohl begreifen,“ erwiderte Pelle hart. „Ich wollte versuchen, wie es ist, wenn man den Hungernden das Brot vom Munde wegschlägt!“

„Das sind Lügen! So boshaft ist keiner! Du hast uns alle zum Besten, Du Teufel!“

„Gebt ihm 'ne Tracht Prügel,“ sagte ein anderer. „Er spielt ein schlechtes Spiel. Bist Du Spion, oder was willst Du hier? Du gehörst wohl zu den Idioten da draußen?“

Es war Pelles Plan, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich vorsichtig vorwärts zu tasten. Aber nun wurde er wütend.

„Du solltest Dich doch in acht nehmen, ehrliche Männer Idioten zu nennen,“ erwiderte er aufgebracht. „Wißt Ihr, was Ihr seid? Ihr seid Schweine! Ihr liegt hier und freßt Euch voll und tüllet in Euch hinein und lebt flott von der Not der Kameraden! Ja, Schweine, das seid Ihr, Judasse, die die gute Sache für dreißiges Geld verkaufen. Wieviel habt Ihr gekriegt? — Fünfundzwanzig Kronen, wie? Und da draußen gehen sie herum und hungern getreulich, damit wir alle — auch Ihr — es in Zukunft ein wenig menschlicher haben sollt.“

„Jetzt hältst Du Dein Maul!“ sagte der große Schmied. „Du hast nicht Frau und Kinder, drum kannst Du ja leicht reden!“

„Bist Du nicht der, der da in der Jägersborger Straße wohnt?“ fiel Pelle über ihn her. „Schickst Du vielleicht, was Du verdienst an Frau und Kinder? Warum leiden sie dann Not? Gestern sind sie vor die Türe gesetzt worden; die Organisation hat sich ihrer angenommen und ihnen ein Dach über dem Kopf verschafft, obgleich es eine Streikbrecherfamilie ist.“ Pelle selbst hätte dies ermöglicht.

„Schiden — verdammt und verflucht — will ich ihnen was schicken. Aber wenn man dies Hölleleben hier führt, dann geht das bißchen Geld in Fasel auf! Und nun sollst Du Haue kriegen!“ Der Schmied strich seine Hemdsärmel auf, so daß die mächtigen Muskeln zum Vorschein kamen. Er war nicht mehr nüchtern und blickte wütend drein wie ein toller Stier.

„Wart' mal,“ sagte ein älterer Mann und trat an Pelle heran. „Ich sollte meinen, ich hätte Dich schon früher gesehen. Wie heißt Du eigentlich, mit Erlaubnis zu fragen?“

„Wie ich heiße, das könnt Ihr gern erfahren. Ich bin Pelle!“

Der Name wirkte wie eine Explosion, er schoß Strahlen vor ihren Augen in die Höhe. Die Arme des Schmieds fielen schlaff herab, er wandte beschämt den Kopf ab. Pelle stand mitten unter ihnen! Sie hatten ihn im Stich gelassen und ihm den Rücken zugewandt, und da stand er und lächelte, auch nicht die Spur zornig. Kameraden, nannte er sie oben-drein, er verachtete sie nicht einmal!

„Pelle ist hier,“ sagten sie gedämpft, weiter und weiter drang es mit einem eigenen schweren Zögern bei dem Namen. Rings umher in der Halle entstand ein Murmeln. „Zum Teufel auch! Ist Pelle gekommen!“ riefen sie aus und taumelten auf die Beine.

Pelle war auf einen großen Amboß gesprungen. „Still!“ rief er mit Donnerstimme, „still!“ Lautlose Stille entstand in dem Raum. Man konnte ihre tiefen Atemzüge hören.

Die Aufseher kamen herbeigestürzt und wollten ihn herunterziehen. „Hier dürfen keine Reden gehalten werden!“ riefen sie.

„Laßt ihn reden!“ sagte der große Schmied drohend. „Um dem das Maul zu stopfen, dazu seid Ihr viel zu klein!“ Er ergriff einen Hammer und stellte sich an den Fuß des Amboßes.

„Kameraden!“ begann Pelle in einem leichten Ton und lachte dann. „Ich bin zu Euch hergefaht mit einem Gruß von denen da draußen. Von den Kameraden, die neben Euch auf dem Arbeitsplatz standen, von Euren Freunden und Fachvereinsgenossen! Wo bleiben die alten Kameraden? sagten sie. — Wir haben doch so manchen Kampf mit einander ausgefochten und Gut und Böse miteinander geteilt. Sollen wir nun ohne sie zu dem Meaen eingehen? — Und Eure Frauen und Kinder fragen auch nach Euch! Jetzt ist da draußen Frühling! Sie begreifen nicht, warum sie nicht den Futterkorb packen und mit Vater in den Wald hinausziehen sollen.“

„Nee, weil da kein Futterkorb ist!“ sagte eine schwere Stimme.

„Da sind doch fünfzigtausend Mann, die die Verhältnisse hinnehmen, ohne zu murren,“ erwiderte Pelle ernsthaft. „Und die fragen nach Euch und begreifen nicht, warum Ihr mehr verlangt als sie. Sabt Ihr denn mehr für die Bewegung getan?, fragen sie. Oder seid Ihr Grafensöhne, daß Ihr nicht ruhig in Reich und Glied mitgehen könnt? — Jetzt ist da draußen Frühling!“ fuhr er frisch fort. „der Winter für den armen Mann ist vorüber, und die lichten Tage werden für ihn kommen! Und dann biegt Ihr nach der verkehrten Seite ab und geht ins Gefängnis! Wißt Ihr, wie die Ausgesperrten Euch nennen? Die Eingesperrten nennen sie Euch!“

Einige lachten gedämpft. „Das ist ein guter Schma!“ sagten sie zueinander. „Den hat er selbst erfunden!“

„Sie haben auch noch andere Namen für uns!“ rief eine Stimme trocken.

„Ja, das haben sie,“ erwiderte Pelle lebhaft. — „Aber das kommt daher, weil sie hungern! Dann wird man unvernünftig, wißt Ihr wohl, und mißgönnt anderen das Essen!“

Sie schoben und drängten sich noch näher an ihn heran. Seine Worte braunten in ihnen und taten ihnen doch wohl. Niemand konnte so nach einem auslangen wie Pelle und ihnen doch das Gefühl geben, daß man gewissermaßen ein ordentlicher Mensch war. Um sie herum standen die fremden Arbeiter und lauschten angespannt, um auch ein wenig zu verstehen.

Auf einmal sprang Pelle mitten in die Not hinein, legte die jahrelange, endlose Verzweiflung der Familien bloß, so daß man alles sah, was man gelitten hatte, es erst wirklich sah. Sie wunderten sich, daß sie so viel ertragen hatten, wußten aber sehr wohl, daß es so war; ihr eigensinniges Kopfnicken bestätigte, daß es stimmte, Wort für Wort. Es waren Pelles eigene verzweifelte Kämpfe, die jetzt aus ihm herausredeten, aber der Mehrreim des Leidens lag darüber. Er selber stand da, lid, und siegesgewiß, und ragte uner-schütterlich über sie alle hinaus!

Unmählich wurden seine Worte stark und scharf. Er warf ihnen ihre Treulosigkeit vor, erinnerte sie daran, wie teuer erkauft und bitter das Zusammenhalten zu einem Ge-sez emporgewachsen war, und gab in kurzen, treffenden Wor-

ten den ausnummernden Rhythmus der Bewegung wieder, wie er dalag und in einem jeden Ohr schlummerte. Es waren gute alte Töne, die wohlbekannte Melodie des Seins und der Arbeit. Welle verließ ihnen neuen Klang. Sie hatten die Stimme ihrer Mutter vergessen, wie jene Landflüchtigen, darum konnten sie nicht heimfinden; jetzt rief sie sie zurück zu dem alten Traum von dem Glücksland! Er sah das in ihren Gesichtern und war mit einem Sprung bei ihnen: „Kennt Ihr etwas Schändlicheres, als ein Vaterland zu verkaufen? Das habt Ihr getan, noch ehe Ihr es betratet, es mit Brüdern, Frauen und Kinder verkauft! Und Ihr habt Eure Religion abgeschworen den Glauben an die große Bewegung! Die Gebote habt Ihr verleugnet und Euch selbst für elendes Judasgeld und für eine Runde Branntwein verkauft!“

Er stand da, die linke Hand auf der Schulter des großen Schmiedes, die rechte streckte er geballt nach ihnen aus. In der Hand hielt er sie; er fühlte das so stark, daß er nicht wagte, sie sinken zu lassen, sondern fortfuhr, sie ausgestreckt zu halten. Eine murmelnde Welle ging durch die Reihen und verpflanzte sich auch bis zu den fremden Arbeitern. Sie wurden von der Bewegung der anderen angesteckt und folgten gespannt, obwohl sie nicht viel von der Sprache verstanden. Bei jedem Ausfall nickten sie und pufften einander an, und jetzt standen sie unbeweglich da mit erwartungsvollen Gesichtern; auch sie standen unter der Macht seiner Rede. Das war die Solidarität, die mächtige, erdumspannende Kraft! Welle erkannte ihr wunderbares Wesen, kalte Schauer liefen an seinem Rücken auf und nieder. Er hielt sie alle in seiner Hand, und jetzt sollte die Schlacht geschlagen werden, ehe sie Zeit hatten, sich die Sache zu überlegen, jetzt!

„Kameraden!“ rief er überlaut aus. „Zu denen da draußen habe ich gesagt, Ihr wäret ehrliche Leute, die die Not in einem Augenblick des Unverständes in des Teufels Küche geführt hätte. Und jetzt gehe ich hin und hole Eure Freunde und Kamerader, sagte ich. Sie sehnen sich danach, wieder zu Euch hinaus in den Frühling zu kommen! — Habe ich gelogen, wenn ich in Eurem Namen gutgesagt habe?“

„Nein, das hast Du nicht getan!“ erwiderten sie wie aus einem Munde, „Welle soll leben! Witz soll hoch leben!“

„So kommt denn!“ Schnell sprang er vom Amboss herab und marschierte durch die Halle, den Sozialistenmarsch herauschleudernd. Sie schlossen sich ihm an, ohne Ueberlegung, ohne Gewissensbisse, das Tempo riß sie mit fort. Es war, als fause ein Frühlingswind sie in die freie Natur hinaus. Der Torweg wurde aufgeschlossen, die Beamten der Fabrik wurden beiseite geschoben. Singend und in dröhnendem Takt, der sich nach der langen Einsperrung Genugtuung verschaffte, zogen sie hinab auf die Rorderbrückenstraße zu Welle an der Spitze, hinein in das „Volkshaus“.

(Fortsetzung folgt.)

Industriebilder von der Wasserkante.

II.

Auf der Werft.*)

Auf den Hamburger Selgen der Werft „Vulkan“ ersticht ein neues großes Schaltier, ein Meeresriesen, ein Ozeandampfer von Dimensionen, die bisher noch nicht erreicht wurden. Die Hamburg-Amerika-Linie läßt sich dort ein Schiff bauen, das 50000 Brutto-Registertons faßt, eine Menschenfracht von 8000 Personen aufnehmen soll und in 11 Etagen übereinander gebaut, Schlafkabinen und Gesellschaftsräume, Zwischendecks und Maschinenzentralen enthalten wird, die nach den neuesten Erfahrungen der Schiffbaupraxis erbaut werden konnten.

Der moderne Werftbetrieb ist Maschinenbetrieb geworden und diese Entwicklung hat sich in gleichem Maße vollzogen, wie der

*) Als empfehlenswerte Einführungschriften über Betriebsführung, Maschinenwesen und Arbeitsorganisation im Schiffsbau sind zu nennen: Wie ein Ozeandampfer entsteht. Von W. Meier, Ingenieur der Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Vulkan“ in Stettin. Voigtländers Verlag, Leipzig, Preis 4 M. — Die deutsche Schiffbauindustrie. Von Dr. J. Neumann. Eine Darstellung der volkswirtschaftlichen und sozialen Bedeutung ihrer technischen Entwicklung. Klinkhardt's Verlag, Leipzig, Preis 4,50 M. (Aus der Arbeit Neumanns sind auch einige Angaben über die Arbeitsorganisation im Werftbetrieb entnommen.)

Holzschiffbau zum Eisenschiffbau überging. Früher hatte ein reiner Empirismus allein geherrscht. Man baute nach der Erfahrung, die sich in Form der persönlichen Belehrung und sorgfältig geheim gehaltenen Tabellen, Formeln, Risse von einem auf den andern übererbten, aber niemals Gemeingut waren. Diese alte handwerksmäßige Schiffbaukunst ist heute zur technischen Wissenschaft geworden. Der Schiffbauingenieur hat auf der technischen Hochschule durch langwierige eingehende Studien lernen müssen, welche Abmessungen, welche Belastungsgrenzen, welche Sicherheitsbedingungen ein Schiff haben muß. Wie ein Schiff werden soll, wird also im Vaubureau mit Zirkel und Maßstab auf dem Reißbrett bis in alle Einzelheiten festgelegt.

Der alte Holzschiffbau war ein handwerkliches Schaffen. Der Schiffszimmermann vom alten Schläge war ein Handwerker, dessen Berufswissen und -können vielseitig sein mußte. Die Arbeit des Schiffszimmermannes der alten Zeit war ungeheurer abwechslungsreich; mit Ausnahme der Konstruktion und gewisser Ausrüstungsarbeiten, wie der Talelei, war eigentlich alles zu erledigen, was beim Bau eines hölzernen Seglers überhaupt in Frage kam. Er machte die Schnürbodenarbeiten oder schnitt die Bauhölzer zu, richtete die Helling zum Bau, legte die Stapellöcher, stellte die Gerüste um das Schiff herum, transportierte die Bauteile auf dem Schultern zur Arbeitsstätte. Er fügte die Bauteile zusammen und schmiedete die dazu erforderlichen Bolzen, Nägel und Beschläge selbst. Auch die primitive Wohnungseinrichtung entstammte zum großen Teil seiner Werkstatt, die eingebauten Schlafkojen, Tische und Bänke, ebenso die Masten und Rundhölzer. Selbst die Schiffspumpen wurden im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts noch aus gehöhlten Baumstämmen gefertigt. Nur die Bejegung mußte der Zimmermann dem Segelmacher und dem Toller überlassen.

Die damalige Arbeitsweise hat also eine gewisse Vielseitigkeit des schiffbaulichen Berufsarbeiters verlangt. Er mußte eine mehrjährige Lehrzeit durchgemacht und eine lange praktische Erfahrung gesammelt haben. Von seiner Tüchtigkeit hing viel ab. Das Baumaterial konnte ja nicht genau nach Bestellung geliefert werden wie heute die Bleche und Profilstahlorten, sondern die Eichenkrummhölzer wuchsen, wie es ihnen paßte, und der Zimmermann mußte sich nach ihnen richten. Er mußte für jeden einzelnen Bauteil den Kiel, die Sterne, die einzelnen Spanten, die Balkenlinie, mit kundigem Auge die bestgeeigneten Stücke aus dem Holzlager herausfinden, so daß das Holz möglichst immer in der naturgewachsenen Form verwendet wurde, um dann die verschiedenen Teile in der von ihm als besten erkannten Weise künstlich zusammenzufügen.

Erst mit der Verwendung des Eisens als Baumaterial konnte man sich von diesen Zufälligkeiten befreien, zugleich mußte die Arbeitsstätte zu einem feinverarbeiteten Maschinenbetrieb weitergebildet werden. Denn das Eisen als Schiffbaumaterial benötigte natürlich auch neuartige technische Hilfsmittel. Für den Zusammenbau der Einzelteile auf der eigentlichen Werft waren Blechscheren, Lochstanzen, Winkelseisenschneider notwendig, in der Schmiede kamen besondere Dampfsämmer in Gebrauch, in der Maschinenbauanstalt Drehbänke, Hobelmaschinen usw. Und diese Arbeitsmaschinen mußten durch Betriebsmaschinen angetrieben werden. Auch hier der Uebergang vom Dampfmaschinenbetrieb zur elektrischen Betriebsweise. Die Dampfmaschine konnte nur stationär arbeiten, d. h. die Arbeitsmaschinen mußten mit ihr für die unmittelbare Kraftentnahme direkt verknüpft werden. Für den Werftbetrieb ist das nicht immer günstig, die Kraftzerzeugung ist zu zentralisieren, der Kraftverbrauch zu dezentralisieren. Diese Vorzüge finden wir bei der elektrischen Betriebsweise, im Preßluft- und Druckwasserbetrieb. In der Zentrale wird die Energie erzeugt und durch Kupferdrähte oder Rohrleitungen den einzelnen Arbeitsmaschinen, die an den verschiedenen Arbeitsplätzen verteilt sind, zugeführt. Der elektrische Strom geht Elektromotoren, angekuppelt an Drehbänke, Bohrmaschinen usw., in Bewegung; die zusammengedrückte Luft, die in Kolbenführungen eine sehr große Durchschlagkraft entfaltet, wird zum Nieten, Meißeln, Hämmern, Bohren der Eisenschienen und Panzerplatten benutzt; das Druckwasser kommt für Präparbeiten zur Anwendung.

So sucht der Schiffbauer mit den besten Formgebungsmaschinen das Material zu bezwingen. Aber auch die Transporttechnik hat in der Werft eine hohe Vollendung erfahren. Es kommt nicht nur darauf an, daß die eisernen Gerippe und Wände des Schiffsrumpfes geschnitten, geböhrt, gebogen, gespannt, genietet werden können, sondern der Transport dieser ungeheuren Materialmassen muß schnell, billig und zielsicher erfolgen. Alle Transportarbeiten werden daher durch Hebezeuge in den verschiedenen Formen ausgeführt. Man kann überhaupt in der Ausbildung der Hebezeuge einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Werft erkennen.

Die großen Hebezeuge, die imstande sind, Lasten im Gewicht von drei Lokomotiven anscheinend ohne jede Anstrengung in jede beliebige Lage mit äußerster Genauigkeit zu bringen, haben direkt einen Wandel in der Herstellung der Schiffsmaschinen herbeigeführt. Als derartige Hilfsmittel noch nicht zur Verfügung standen, konnten die Schiffsmaschinen in den Werkstätten nur provisorisch montiert werden, man mußte sie für den Transport wieder zerlegen und im Schiff neu zusammenstellen. Jetzt wird die ganze Schiffsmaschine in der Werkstatt vollständig aufgebaut und endgültig verschraubt, so daß sie ein festes Ganzes bildet. Die fertig montierte Maschine wird dann vom Kran erfaßt, in das

Schiff gelassen und einfach dort angeschraubt. Früher erforderte das Einsetzen der Maschine mehrere Wochen, jetzt ist diese Arbeit in ebensoviele Stunden beendet. Eins von den vielen Beispielen, wie der maschinentechnische Fortschritt dazu führt, eine ungeheure Arbeitsleistung in der kürzesten Zeit zu verrichten.

Diese Umwälzungen im Arbeitsprozeß haben auch grundlegende Veränderungen in der Organisation der Arbeiter innerhalb des Betriebes hervorgerufen.

Neben den Schiffszimmermann sind eine große Anzahl anderer und neuartiger Arbeiterkategorien getreten (Schmiede, Schlosser, Maschinenbauer, Gießereiarbeiter, Mechaniker, Tischler, Maler, Teller, Maurer, Maschinisten, Handlanger, Behrlinge, jugendliche Arbeiter). Diese Vielseitigkeit der Berufsstände ist entstanden durch die Vielseitigkeit der Produktion im Werftbetrieb. Ein Schiffbauerschmann, Prof. Raas-Charlottenburg, charakterisierte ganz zutreffend den Werftbetrieb: „Ein Schiff ist ein Haus, ein großes Schiff eine Stadt, daher umfaßt die Werft fast alle Industriezweige und bearbeitet nahezu alle Erzeugnisse der Technik für ihren besonderen Zweck. In dieser Vielseitigkeit des Materials im weitesten Sinne, bei größter Einheitslichkeit des Faktors, liegt das Spezielle und die Schwierigkeiten des Werftbetriebes.“

Auch auf die Arbeitskämpfe haben Eigenheiten des Werftbetriebes zurückgewirkt. Die Werft als kompliziertes Produktionsgebiet hat eine differenzierte Arbeiterschaft notwendig gemacht, deren Einzelgruppen nun leicht den ganzen Betrieb lahm legen können. Wenn die Werftschmiede streiken, haben die Schiffbauer in wenigen Tagen keine Arbeit mehr. Treten die Rieter in den Ausstand, so wird nach einiger Zeit jeglicher Fortschritt an dem in Bau befindlichen Schiff gehindert. Heute aber wird, dank den technischen Fortschritten, schneller gebaut als früher. Die Produktionsdauer ist verkürzt, die Abhängigkeit der verschiedenen Arbeiten voneinander dadurch vergrößert worden. Wird an einem Schiff eine Woche lang kein Riet mehr geschlagen, so hat das heute eine ganz andere Bedeutung wie früher.

Das hat den Auseinanderkehrungen zwischen Werftkapital und Werftarbeitern sein besonderes Gepräge gegeben. Wohl sind die Werftkapitalisten Großbetriebsunternehmer erster Ordnung, aber auch die Gewerkschaften der Arbeiter sind mächtige Gebilde geworden und die Unternehmer müssen wohl oder übel mit ihnen rechnen. Der alte Vize der langjährige Generalsekretär des Zentralverbandes deutscher Industrieller, hat denn auch in seiner bekannten Scharfmacherrede Dezember 1910 gerade in Erinnerung an den letzten großen Konflikt im Schiffsgewerbe in Hamburg die Worte gebraucht, daß „die bis ins kleinste und musterhaftig geregelte Organisation der Arbeiter sich zu einer furchtbaren Macht entwickelt hat. Mit kleinen Aussperrungen werden sie dank ihrer mächtigen Organisation fertig. Aber immerhin würde bei einer Aussperrung von 460 000 Metallarbeitern der Sieg auf unserer Seite sein. Es handelt sich um 2 Millionen Mäuler, die täglich gefügigt werden müßten. Da würden die 50 Millionen bald draufgegangen sein. Der Sieg wäre den Arbeitgebern sicher gewesen.“ — „Deshalb sollen die Unternehmer zusammenhalten, um mit unerschütterlichem Willen die Gewerkschaften zu vernichten und niederzuschlagen.“

Die Werften werden daher mit die Gebilde sein, in denen die großen Wirtschaftskämpfe der Zukunft in den reinsten Formen durchzukämpfen sind. R. Woldt.

Wie können Volkskonzerte fruchtbar werden?

Die für das Verhältnis Kunst und Volk besonders wichtige Frage der Volkskonzerte beleuchtet Dr. Karl Stord im Aprilheft des „Türmers“ nach allen Richtungen. Vor allem tritt er auch der weitverbreiteten Meinung entgegen, als genüge die einfache Veranstaltung von Volkskonzerten. Vielmehr bedürfe es, um diese wirklich fruchtbar zu machen, einer wohlbedachten Vorbereitung nach den verschiedensten Seiten. Wie sich der Verfasser die wichtigste, die geistige, denkt, wollen wir in seinen Worten mitteilen.

Als Ideal der geistigen Vorbereitung erschiene mir die Doppelveranstaltung, und zwar so, daß jede Eintrittskarte für zwei Veranstaltungen gilt, deren erste die Vorbereitung für die zweite ist und, wenn möglich, also am Vorabend veranstaltet werden müßte. In dieser Vorversammlung hätte das belehrende Wort die wichtigste Aufgabe, sie wäre eine Einführung in das Programm der Hauptveranstaltung, dürfte aber nicht bloß aus einem mehr oder weniger gelehrten Vortrage bestehen, sondern müßte die Kunst zu Hilfe nehmen, um zur Kunst zu führen. Ich spreche hier aus Erfahrung und kann deshalb sagen, daß es keineswegs sehr schwierig ist, auch großen Volksmassen ein Gefühl für musikalische Formen beizubringen, wenn man diese Formen musizierend vor ihnen erstehen läßt. Man entwickelt das Werden der Form und führt sie zum Schluß als fertiges Gebilde vor. Es gibt da natürlich hundert Wege. Jeder, der z. B. den plastischen Darstellungen Bachscher Fugen durch die Schüler von Jaques-Dalcroze beigewohnt hat, wird sofort zugeben, daß auf diese Weise durch die Körperbewegung und aus ihr heraus

eine schlagende Verdeutlichung dieser musikalischen erfolgt, daß man aus einem einzigen derartigen Sehen ein von der Schönheit dieser Stimmbewegung erhält, wie sie auf anderem Wege überhaupt nicht zu vermitteln ist. Man würde also an einem solchen Vorbereitungsabend auch etwas Derartiges zeigen müssen. Jetzt sind die Fachbezeichnungen der verschiedenen musikalischen Formen (als da sind Ouvertüre, Sonate, Sinfonie, Suite) tote, oft genug irreführende Worte. Man könnte aus dem nichtselbstgenügen Wort „Suite“ zeigen, wie geschichtlich aus einer zunächst zwanglosen „Folge“ von kleinen Stücken die größten, tiefstbringenden Kunstformen entwickelt wurden. Man kann dabei zeigen, wie Form zu Inhalt wird, wie der Geist auch dann noch zu beleben vermag, wenn die Form an sich tot geworden. Man kann dabei weiterentwickeln, wie es notwendig wird, daß der Geist erforderte Formen oder auch solche, die nicht mehr Fassungskraft genug haben, zerstören muß, und schließlich dahin führen, daß erkannt wird, wie scheinbare Formlosigkeit höchste Formgerechtigkeit wird.

Der Erfolg dieser Veranstaltungen hängt lediglich vom Redner ab. Aber auch der beste Redner wäre ohnmächtig, wenn ihm nicht die Anschauungsmittel reichlich zur Verfügung ständen. Diese müßten derartig sein, daß solche Abende mit Zuhilfenahme von Gesang und Instrumentalspiel sich zu Kammermusikabenden auswachsen würden. Ich glaube nicht, daß die Schwierigkeiten, dafür die künstlerischen Kräfte zusammenzubringen, so groß sind, wie sie zunächst scheinen mögen. Es kommt ja nicht auf eigentlich virtuose Leistungen an. Davon abgesehen, hat man noch nie umsonst den Idealismus der Künstler angerufen, und ich glaube, daß vor allen Dingen jüngere Solisten in der Gewissheit der kritischen Würdigung ihrer Leistungen vor der Öffentlichkeit sehr gern die Gelegenheit zur Mitwirkung an solchen Veranstaltungen ergreifen würden. Es ist ganz sicher, daß auf diese Weise Eindrücke zu erzielen wären, überhaupt ein Publikum allmählich in einer Weise heranzubilden wäre, an die wir jetzt gar nicht zu denken wagen.

Ist es nicht möglich, diesen Weg mit Doppelveranstaltungen zu gehen, so muß man für die belehrende rednerische Einführung einen Ersatz schaffen im Programm buch. Die Ausgabe eines solchen empfiehlt sich in jedem Falle, da es ein bleibender Besitz in der Hand des Konzertbesuchers ist und diesem das Mittel gibt, sich auch noch nachträglich die Eindrücke des Abends wieder zu vergegenwärtigen. Es kommt nur darauf an, diesem Programm buch eine so schöne Form zu geben, daß es einen Besitz darstellt. Ein loses Blatt wird leicht beiseite geworfen, ein schön ausgestattetes, mit Bildern geschmücktes Heft wird aufbewahrt, gelesen und wieder gelesen. Das Programm buch müßte versuchen zu reden, in einbringlicher Weise möglichst persönliche Eindrücke zu vermitteln, gewissermaßen die Kunstwerke mit dem Instrument des Wortes zu reproduzieren. Es läßt sich keine Regel für solche Programm bücher aufstellen. Ein jedes wird anders sein, nach den ausgeführten Werken, nach den Zielen, die man sich setzt. Denn darauf kommt es ja vor allem an, daß wir uns darüber klar bleiben, daß es sich nicht um eine einmalige Veranstaltung handelt, sondern um ein weitsichtiges Unternehmen, um ein Heranbilden. Wir wollen nicht zu viel auf einmal, wir wollen immer und immer wieder zusammen Kunst genießen, Kunst erobern. Kein Mittel sei uns dazu zu gering oder von vornherein wertlos. Ich kann mir denken, daß ein Gedicht, eine Phantasie, wie z. B. E. T. A. Hoffmann sie zuweilen gegeben, eines jener aus der Tiefe aufleuchtenden Worte Robert Schumanns oft mehr gibt als eine noch so geschickte Analyse. Ein anderes Mal wird man durch die Schilderung der Persönlichkeit eines Künstlers für seine Werke besser vorbereitet, als wenn man sich mit diesen selber beschäftigte. Natürlich muß das Programm buch rechtzeitig vor der Aufführung, also am besten mit den Eintrittskarten, an die Besucher gelangen, und diese müssen dahin erzogen werden, daß sie die Hefte gelesen haben, wenn sie ins Konzert kommen.

Die höchste Mühe wird aufgewendet werden müssen für die Aufstellung der Konzertprogramme selber. Die beiden Gesichtspunkte, die Goethe als die für alles menschliche Schaffen maßgebenden aufgestellt hat, müssen auch hier die leitenden sein: Entwicklung und Persönlichkeit. Die Persönlichkeiten unserer großen Künstler dem Volke nahebringen, das ist das eine; die Entwicklung der Kunst oder einzelner ihrer Erscheinungen veranschaulichen das andere. Beides wirkt ohne aufdringliche Lebhaftigkeit im höchsten Maße belehrend, weil wir hingeleitet werden zu einem hohen Ziele, weil bei dieser Einstellung nichts bloß Füllsel ist, nichts nur Zeitvertreib. Auch das leichte Unterhaltungswerk steht dann als unentbehrlicher Bestandteil eines großen Ganzen da, und nur für das in sich Ueberflüssige, weil niemals und zu keiner Stunde Fördernde und Bereichernde ist kein Platz.

Man wird versuchen müssen, jedes einzelne Konzert als ein ganzes, in sich geschlossenes Gebilde zu gestalten. Aber es wäre verkehrt, sich nur an den einzelnen Abend zu halten. Die gesamten Veranstaltungen eines Winters müssen unter einem höheren, einheitlichen Gesichtspunkte stehen, der den Besuchern auch deutlich gemacht werden sollte, da dann bereits in der Gestaltung der Programme ein starkes erzieherisches Mittel liegt. Erziehen wollen wir, nicht schulmeistern. Erziehen müssen wir, heranbilden zur Höhe, auf der der Tempel der Schönheit steht, in dessen Hallen wir die höchste Beglückung empfinden. Das Trostreiche ist, daß der Weg hinauf selber voll höchster Schönheit ist, sofern wir ihn nur mit offenen Sinnen gehen.“

Das Heidelberger Krebsinstitut.

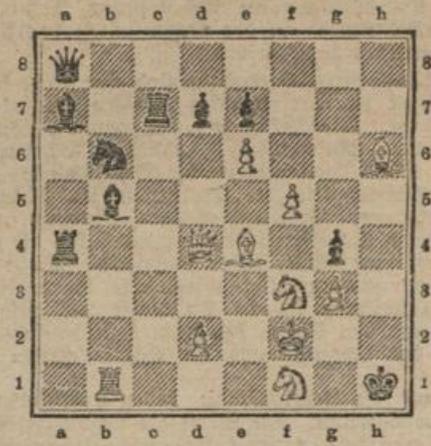
Der Krebs ist wohl gefährlicher unter den Krankheiten, die die Menschheit bedrohen, die unheimlichste und gefürchtetste; ihr wendet die moderne Forschung die größte Aufmerksamkeit zu. Um aber diese rätselhafte, in seiner Entstehung wie Entwicklung noch so wenig aufgeklärte Leiden zu ergründen und dadurch eine größere Möglichkeit der Heilung herbeizuführen, bedarf es umfassender Beobachtungen und genauerer Studien, wie sie nur in eigenen Krebsinstituten vorgenommen werden können. Das einzige derartige Institut, in dem das Tierexperiment zum Zweck der Krebsheilung und die verschiedensten biologischen, chirurgischen und physikalischen Behandlungsmethoden am kranken Menschen sich gegenseitig unterstützen und gleichzeitig geübt werden, ist das Heidelberger Krebsinstitut, das durch Professor Czerny ins Leben gerufen wurde. Ueber Wesen und Ziele dieser eigenartigen und segensreichen Anstalt gibt Professor Czerny in einem Aufsatz der „Deutschen Revue“ interessanten Aufschluß.

Das Institut, das mit Unterstützung der Großherzoglichen Regierung im wesentlichen durch freiwillige Stiftungen gegründet wurde — die Sammlungen ergaben bis Ende vorigen Jahres rund 900 000 M. — besteht aus einer Krankenabteilung mit 50 Betten, dem Samariter-Haus und zwei wissenschaftlichen Abteilungen, der serologischen und histoparasitologischen. Die Anstalt ist dem akademischen Krankenhauste und der Heidelberger Medizinischen Fakultät angegliedert; junge Ärzte und ältere Studenten werden von den vier Dozenten des Instituts in eigenen Lehrkursen mit den schwierigsten Untersuchungen und der Behandlung Krebskranker sowie mit den wissenschaftlichen Forschungsmethoden bekanntgemacht. In die Krankenabteilung werden alle Arten von Geschwulstbildungen aufgenommen. Auch Krebsdiagnosen werden hier gestellt, und dafür wäre die von Dungen ausgebildete Untersuchung des Blutes von höchster Wichtigkeit, wenn es wirklich durch sie gelänge, die Frühdiagnose verborgener innerer Krebse zu stellen und dadurch ein frühzeitiges erfolgreiches Eingreifen zu ermöglichen. Für die beste Lösung dieses hochbedeutenden Problems hat der im fernem Singtau verstorbene Kaufmann Körjel aus Danzig testamentarisch die Zinsen von 100 000 Dollars bestimmt und das Institut mit der Preiserteilung betraut. Das Samariterhaus hat sich zu einer Zufluchtsstätte für die armen Krebskranken entwickelt, die, wiederholt operiert, gegen das von neuem auftretende Leiden neue Hilfe und Hoffnung suchen. Gerade solche hoffnungslosen Fälle, die bisher völlig vernachlässigt wurden, erfordern die größte Geduld, Menschenkenntnis und immer neue Mittel der Linderung und Erleichterung; es ist eine schöne und menschenfreundliche Aufgabe des Samariterhauses, diesen unheilbar Kranken wenigstens mit allen möglichen Mitteln das Ende schmerzlos zu gestalten. Deshalb darf aber nicht angenommen werden, wie es vielfach geglaubt wird, daß im Samariterhaus nur unheilbare Fälle gepflegt werden, sondern das Wichtigste ist, daß Krebskranke möglichst früh das Institut aufsuchen, wo ihnen durch den so hoch vervollkommenen Apparat des Samariterhauses mit Sicherheit geholfen werden kann.

In den meisten Krankenhäusern, wo Studium und Behandlung des Krebses sehr eifrig betrieben wird, erschöpft sich doch das Interesse gewöhnlich in der Frage, ob der Kranke noch operiert werden kann. Im Heidelberger Krebsinstitut hat man mit der Geoplogenheit, Krebse, bei denen ein operativer Eingriff unmöglich ist, sich selbst zu überlassen und dem Kranken mit Morphinum Erleichterung zu verschaffen, prinzipiell gehandelt; das Institut hat andere unblutige rationale Heilmethoden studiert und weiter ausgebildet. Dahin gehört die Anwendung der hochfrequenten und hochgespannten Elektrizität, die Serotherapie, die aber freilich nur geringe Erfolge aufzuweisen hat, da die Heilversuche mit Krebsserum sehr langsam fortschreiten, endlich die Radiotherapie, in der die Anstalt durch das Heidelberger Radiologische Institut eifrig unterstützt wird. Außerdem aber erfüllt das Krebsinstitut noch einen anderen hygienischen Zweck. Die Frage, ob wir es beim Krebs mit einer Infektionskrankheit zu tun haben, ist ja wohl die am meisten umstrittene in der heutigen Krebsforschung. Es bestehen freilich keine sicheren Beweise dafür, daß der menschliche Krebs ansteckend ist; aber der Tierkrebse kann in derselben Tierart sicher übertragen werden; zudem scheint auch das gehäufte Vorkommen des Krebses an bestimmten Orten für eine Infektion zu sprechen. Es wäre also wohl denkbar, daß namentlich bei offenen Krebsgeschwüren eine gewisse Gefahr für die Mitbewohner vorhanden ist, und es müßte nach Czernys Ansicht die freiwillige Separierung von Krebskranken in getrenntem Anstalt allmählich zur Verminderung der Krebskrankheit beitragen. So hat das Heidelberger Krebsinstitut in den fünf Jahren seines Bestehens doch große Erfolge erzielt, wenn es auch freilich kein sicheres Mittel zur Heilung des Krebses gefunden hat. Die von ihm unternommenen Heilversuche auch bei Fällen, die zunächst wenig Aussicht auf Besserung gewährten, waren durchaus nicht nutzlos; es wurden bei unheilbaren Fällen doch meistens Besserungen herbeigeführt; es glückte manchmal überraschende Heilungen, die um so höher anzuschlagen sind, da sie einen wirklichen Fortschritt bedeuten. Auch wurde bisweilen durch die Heilmethoden ein ganz unerwarteter Stillstand der Krankheit herbeigeführt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Ferber.



2 ♠ (189—700 ♠)

Schachnachrichten. Am 14. Juli beginnt in Breslau der 18. Kongreß des Deutschen Schachbundes, mit dem nebst vier kleineren Turnieren für Spieler verschiedener Spielstärke (Gesamthöhe der Preise etwa 3500 M.) auch ein internationales Meisterturnier verbunden ist. Preise: 2000, 1500, 1000, 700, 600, 400, 300, 200 und 150 M. Da die Delegiertenversammlung des Kongresses diesmal unter anderem mit dem Austritt der „Berliner Schachgesellschaft“ sich zu befassen hat, verwendet die letztere schon jetzt an sämtliche Bundesmitglieder eine 31 Seiten starke Broschüre, in der sie die Begründung ihres Austrittes aus dem Bunde „für die Unterdauer von Prof. Gehhardt“ darlegt. Die Broschüre ist sehr sachlich unter peinlichster Vermeidung persönlicher Ausfälle gehalten. Dabei hat der älteste, größte und verdienstvollste Schachverein Deutschlands noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sein gutes Recht geltend machen zu können.

Zu der nachstehenden letzten Partie des Turniers von San Sebastian war für Rubinstein die Differenz zwischen Gewinn und Verlust 3250 Fr. wert. Niemzowitsch brachte nur Remis zu machen, um den ersten Preis zu haben. Für ihn bedeutete der Unterschied zwischen Remis und Verlust 2500 Fr. Für eine einzelne Schachpartie also ein genügender Einsatz! Die Aufregung, in der sich beide befanden, wird manche psychologische Rätsel der nachstehenden Züge erklärlich machen.

Damenbauerneröffnung.

(Mit Zugumstellung ein „Philidor'sches Springerpiel“.)
Rubinstein. Niemzowitsch.
1. d2—d4 Sg8—f6
Keine empfehlenswerte Verteidigung
(1. ... d5!).
2. c2—c4 d7—d6
3. Sg1—f3 Sb8—d7
4. Sb1—c3
Stärker 4. Lg5, e5; 5. e3 etc., um das Zentrum zu behaupten.
4. ... e7—e5
5. e2—e4

Auch hier war, um den Charakter der Eröffnung zu wahren, e2—e3 vorzuziehen. Daß Weiß die Eröffnung nicht am stärksten behandelt, geht aus folgender Betrachtung hervor: 1. e4, e5; 2. Sf3, d6 („Philidor'sches Springerpiel“); 3. d4, Sd7; 4. e4? (bekanntlich ein schwacher Zug. Lc4 ist das Richtige) 4. ... Sg6; 5. Sc3. Wir gelangen identisch zur Stellung im Text. Weiß hätte also mit Zugumstellung das „Philidor'sche Springerpiel“ mit dem anerkannt schwächeren Zuge „4. e4?“ beantwortet.

- 5. ... Lf8—e7
- 6. Lf1—e2 0—0
- 7. 0—0 Tf8—e8
- 8. Dd1—c2 Le7—f8
- 9. b2—b3 c7—c6
- 10. Lc1—b2 Sf6—h5
- 11. g2—g3 Sd7—b8?
- Weiß besser war g7—g6 event. Lg7.
- 12. Ta1—d1 Dd8—f6
- 13. Sc3—b1 Lc8—h3
- 14. Tf1—e1 Sh5—f4

Es drohte S×e5. Der S darf natürlich nicht genommen werden wegen Dg6f.

- 15. d4×e5 d6×e5
- 16. Sf3×e5 Te8×e5
- 17. Le2—f1
- In Betracht kam auch L×T nebst Td8.
- 17. ... Sb8—d7
- 18. Dc2—d2 Lh3×f1
- Im vorigen Zuge sowie hier war Lg4 zu erwägen.
- 19. Te1—f1 Sf4—h3?
- 20. Kgl—g2 Sh3—g5
- 21. f2—f4 Df6—g6
- 22. f4×g5 Te5×e4?

Um einen niedrigeren Einsatz wäre wohl Te4—e7 gelassen (22. ... D×e4?; 23. Kh3!, Te7; 24. Td1! etc.)

- 23. Dd2×d7 Te4—e2?
- 24. Tf1—f2 Dg6—e4?
- 25. Kg2—g1 Lf8—c5??
- 26. Lb2—d4??
- 26. ... Lc5×d4
- 27. Dd7×d4 Te2—e1?
- 28. Tf2—f1 Te1×f1?
- 29. Kgl×f1 De4—h1?
- 30. Kf1—f2 Dh1×h2?
- 31. Kf2—f3

Weiß gewann nach einer Reihe von Zügen durch das augenscheinlich materielle Uebergewicht.